Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 36

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Auch wir dürfen im Restaurant bezahlen

«Alle Diskussionen über die Gleichberechtigung täuschen nicht darüber hinweg, dass der Mann immer der Betrogene war, ist und bleibt», behauptete ein Vertreter des männlichen Geschlechts. Zum Beispiel im Restaurant, so klagte er, sei es unmöglich, einer Frau ein Essen oder einen Kaffee *nicht* zu bezahlen.

Ich selber habe in dieser Beziehung sozusagen einen Reifeprozess durchgemacht. Als junge Lehrerin habe ich meinem Kavalier nach Verlassen des Lokals meine Zeche zurückerstattet, wenn ich fand, er hätte zuviel für mich ausgegeben. Später habe ich zum Beispiel meinem Bruder den «Fünfliber» zugeschoben und geflüstert: «Bezahle du.» Ungefähr in dem Verhältnis wie ich Jahrringe zulegte, legte ich die Scheu vor vermeintlichen Tabus ab. Ich rufe «zahlen bitte», begleiche meine Konsumation selbst oder lade auch einmal ein männliches Gegenüber zu einem Kaffee ein, wenn ich glaube, eine Revanche sei fällig. Es kommt auch vor, dass ein Mann unbedingt immer «alles» bezahlen will. Ist er so entzückt, dass ich ihm gegenübersitze? Wie mir der eingangs erwähnte Herr klarmacht, absolut nicht. Aber viele Männer fühlen sich verpflichtet, Gastgeber zu spielen. Manche behaupten, der Serviertochter falle vor Schreck der Bleistift aus der Hand, wenn ein Mann nur seine Zeche berappe (oder befranke), auch wenn ein weibliches Wesen an seinem Tisch sitze. Der Kellner oder das «Fräulein» würfen den Männern, die glauben, eine Frau mit eigenem Einkommen könne auch eigene Ausgaben machen, böse, verächtliche oder zumindest erstaunte Blicke zu. Und falls sich das Servierpersonal am Tisch direkt nichts anmerken lasse, so teile es bestimmt hinter dem Buffet mit, dass dort oder dort einer sitze, der ... Und das ist «dem» natürlich peinlich.

Ich kann das Verhalten der Leute nicht ändern. Ich zweifle auch, dass – sofern ich es könnte – jemand davon profitieren würde. Aber ich kann es andererseits auch nicht lassen, meine «Verhaltens-Ratschläge» auszuspukken:

1. Frauen sollten, wenn sie nicht mit dem Angetrauten – mit dem sie gemeinsame Kasse haben –, einem reichen Onkel oder Udo Jürgens im Restaurant sitzen, grundsätzlich selber bezahlen *wollen*. Bietet der Tischgenosse an, alles zu bezahlen, kann man das Portemonnaie mit einem freundlichen «Danke schön» wieder versorgen.

2. Die Männer sollten sich nicht zum Kavalier *um jeden Preis* verpflichtet fühlen. Wenn eine Frau ihre Konsumation selber bezahlt, heisst das nicht, sie lehne ihren Tischgenossen als angenehmen Gesprächspartner ab, und noch weniger, sie denke hinterher, er sei ein Geizkragen. Manchmal ist es einer Frau sogar peinlich, mit einem Kollegen am Tisch zu sitzen, der immer alles bezahlt.

3. Das «Fräulein» oder der «Garçon» sollten nett sein und zum Beispiel fragen: «Was bezahlen Sie?», wenn sie mit ihrem grossen Portemonnaie kommen.

Jenny

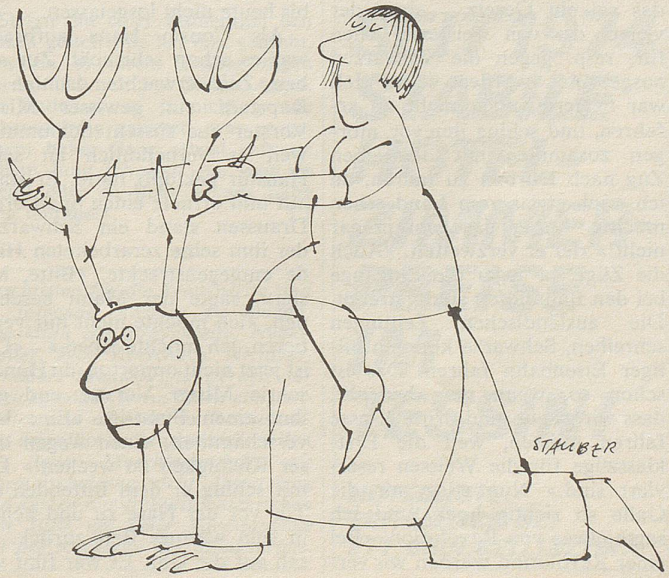
Liebe Jenny, ich glaube, das «Selbstbezahlen» der Frauen hat sich doch ziemlich eingebürgert, und ich sehe nicht ein, warum eine gut verdienende Frau ihre Konsumation nicht selbst begleichen sollte. Eine andere Möglichkeit ist die, ihre Freunde und Kollegen ab und zu zu sich heim einzuladen, falls sie darauf bestehen, sie auswärts einzuladen.

Nina

Ein Leben lang vegetieren?

Neulich besuchte mich Cousin Hans. Er hatte seine Ferien in Südafrika verbracht und wusste vieles zu erzählen vom Traumland so manchen Schweizers. «Was mir jedoch den grössten Eindruck gemacht hat, ist die Begegnung mit einem schwarzen Einheimischen», erzählte Hans. «Ich sprach ihn einfach an. Er schrak zusammen und getraute sich erst, mit mir zu reden, nachdem er sich versichert hatte, dass wir nicht beobachtet wurden. Er wohne in Soweto, sagte er. Ich antwortete, von Soweto habe man bei uns viel gelesen. «Natürlich über den Alkoholismus, die Schlägereien», war die bittere Antwort. «Die Schwarzen saufen, sagen sie. Aber warum das so ist, das interessiert sie ja doch nicht. Der Alkoholismus ist vor allem ein soziologisches Problem. – Die Apartheid? Die geht durch alles hindurch, sie betrifft absolut jedes Gebiet des öffentlichen Lebens. Sehen Sie jenes Restaurant dort? Es ist ‹for whites only›. Dasselbe gilt für die öffentlichen Verkehrsmittel, die Arbeitsplätze, die Schulen ...» Ich knüpfte bei den Schulen an. Sicher gebe es hier keinen Analphabetismus mehr. «Und ob», entgegnete mein Gesprächspartner. «Die Regierung wendet für die Bildung der weissen Kinder viel mehr auf als für die der schwarzen. Diese müssen von der ersten Klasse an Schulgeld bezahlen. Mancher schlechtverdienende Vater kann es niemals aufbringen.» Ich frage den jungen Mann nach seinem Beruf. «Momentan studiere ich noch. Aber ich habe keine Ahnung, wie es nachher weitergeht. Wir haben die Job Reservation, die besseren Stellen sind den Weissen vorbehalten. Viele schwarze Akademiker müssen geringe Arbeit tun. Nun, irgendwie werde ich vegetieren.»

Ich erzählte meinem Gegenüber von meinem Plan, morgen zur Kirche zu gehen. Ein Gottesdienst mit Schwarzen müsse ja ein Erlebnis sein. Er schaute mich entgeistert an. «Aber das können Sie doch gar nicht, auch die Kirchen sind nach Rassen getrennt!» Ich wandte ein, dass dies eigentlich nicht im Sinn von Christus wäre. Und seine Antwort: «Es ist Gesetz, verstehen Sie, auch die Kirche kann nichts machen. Nur auf Missionsgelände dürfen verschiedene Rassen miteinander leben.» Ich bohrte weiter, indem ich ihn fragte, wie man in einem ‹schwarzen› Kino auf mich reagieren würde. Er schaute mich merkwürdig an – dieser Weisse schien immer noch nicht begriffen zu haben. «Der Kinokassier gäbe Ihnen kein Billett, er bekäme sonst Aerger mit der Polizei. Zwar gibt es ein Theater, wo jetzt auch Schwarze



zugelassen sind. Aber das ist nur eine Farce, keiner von uns kann sich nämlich solch hohe Eintrittspreise leisten. – Aber bitte entschuldigen Sie mich jetzt. Ich fahre morgen zu meinem Bruder nach Durban und muss bei den Behörden noch um schriftliche Erlaubnis nachsuchen, dass er mich länger als 72 Stunden bei sich beherbergen darf.» Ich muss recht dumm dreingeschaut haben, denn er erklärte mir, auch das sei ein Gesetz – eines der vielen, die von weissen Hirnen für, resp. gegen die Schwarzen ausgebrütet worden seien. Ich war begierig, noch mehr zu erfahren, und schlug ihm vor, morgen zusammen mit demselben Zug nach Durban zu fahren, da ich noch etwas vom Land sehen möchte. «Aber das geht ja gar nicht!» rief er verzweifelt. «Auch die Züge, ja sogar die Eingänge bei den Bahnhöfen sind getrennt. Die ausländischen Zeitungen schreiben, Schwarze könnten billiger Eisenbahn fahren. Das ist schon so, wenn man bedenkt, dass wir zweite und dritte Klasse fahren müssen, weil die Erstklasszüge für die Weissen reserviert sind.» Nun stieg mir die Galle so richtig hoch, und ich sagte etwas von Revolution. «Bei einer Revolution würden wir verlieren», erklärte der junge Mann traurig. «Wir haben keine Waffen. Die Armee ist weiss. Zwar zieht man seit dem Angolakrieg auch Schwarze in die unteren Einheiten ein. Als Kanonenfutter.»

Er verabschiedete sich und ging. Ich schaute ihm lange nach. Den Rest meiner Ferien konnte ich nicht mehr so richtig geniessen. Und der hoffnungslose Unterton in seiner Stimme hat mich bis heute nicht losgelassen.

Als Cousin Hans aufbrach, war es schon sehr spät. Zur selben Zeit erwachte drunten in Kapstadt ein gewisser Mister Vorster aus süssem Schlummer, weil es vernehmlich an seine Haustür geklopft hatte. Er stand auf und öffnete einen Spalt breit. Draussen stand ein Schwarzer, der ihm seine zerarbeiteten Hände entgegenstreckte. «Bitte, Mister», sagte der Mann bescheiden, «ich möchte nicht nur vegetieren, ich möchte leben.» – «Das ist jetzt nicht opportun, du Hund», schrie Mister Vorster und gab ihm einen Fusstritt. «Eine Unverschämtheit, einen wegen dieser Kleinigkeit zu wecken!» Damit schlug er dem Bittenden die Tür vor der Nase zu und kehrte in sein warmes Bett zurück. Er sah auf die Uhr. Es war fünf vor zwölf, also reichlich Zeit bis morgen früh. Er sprach das vorhin vergessene Nachtgebet, zog daraufhin erleichtert die seidene Decke über den Kopf und verfiel wieder in den Schlaf des Gerechten. *Annemarie A.*

PS. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf den Südafrika-Report von Hans O. Staub, erschienen 1975 im Europaverlag, Wien.

Drei rote Rosen

Als ich kürzlich auf einem eiligen Kommissionengang war, begegnete mir eine liebe Bekannte. «Wie gut, dass ich Sie treffe», sagte sie. «Ich habe gerade zu einem wohltätigen Zweck ein paar Rosen kaufen müssen, kann sie aber im Moment nicht brauchen. Darf ich sie Ihnen schenken?» Ich nahm die Rosen dankbar an, hatte ich mir doch auch welche kaufen wollen, aber erst auf dem Heimweg.

Mein erster Gang galt einem Coiffeursalon, wo ich eine nette alte Dame abholen und nach einem Abstecher zu einem Käfeli auf ihr Tram bringen musste. Die Dame erwartete mich schon und begrüsste mich mit den Worten: «Wie lieb, dass Sie mich wieder abholen, und dass Sie mir noch so schöne Rosen bringen!» Zuerst wollte ich widersprechen, brachte es dann aber doch nicht übers Herz, die alte Dame zu enttäuschen, und überreichte ihr die Blumen. Weg waren sie. Auf dem Heimweg habe ich mir dann entsprechenden Ersatz gekauft. Es war ja für ein gutes Werk.

Lisette

Bitte recht unfreundlich!

Revolver? Dolch? Giftpfeil? – wie die Kleidermode von «Mini» zu «Maxi» pendelt und zurück, so gibt es auch die Mienen«mode» der Mannequins. Heute «in» sind zum Beispiel ins Leere glotzende Kulleraugen bei halboffenem Mund, der ein ebenso leeres «Ohh!» zu hauchen scheint. Das ist harmlos, und vielleicht gefallen die dabei via Foto präsentierten Kleider trotzdem – auch bei affektiert hochgezogenen Schultern und entenhaft nach hinten ausgestelltem Popo. Könnerinnen im Modefoto-Geschäft sind allerdings bedeutend differenzierter und aggressiver im Mode- sowie Titelblattverkehr mit der mondäne Aktualitäten konsumierenden Umwelt, die vor allem aus weiblicher Leserschaft besteht. Es gibt das «zu Tode erschrockene Reh». Es gibt die vorwurfsvoll-anklagend blickende Schmollerin: Man möchte ihr einen süss-himmelblauen Kinderballon schenken, um etwas Freude in ihr himmeltrauriges Dasein zu bringen. Es gibt die uns verächtlich aus Drahtwimpern-Augenwinkeln taxierende Hochnäsige: Für sie ist alle Umwelt letzter Dreck (was man auch begreift, wenn man den Preis ihres goldpaillettierten Abendkleides weiss). Und da findet sich denn ebenfalls öfters jenes Gesicht, grau-bleich, mit den grünen, violett-bedeckelten Schlitzaugen. Sie könnten betörend schön sein, diese Augen, wenn sie nicht gezielt Gift und Galle speien würden, interessant sein sollender Theatereffekt als dämonische Titelblatt-Visage. Dolch? Revolver? Siebenriemige Peitsche? Womit wird uns diese böse Kreatur traktieren, sobald wir ihr den Rücken kehren?

«Bitte recht unfreundlich!» scheinen Mode-Fotografen ihren Modellen zuzurufen. Prompt werden diese Weiblein zu Hyänen, den unermüdlichen Kampf versinnbildlichend, dem sich die Frau von heute stellen muss. Aber ich schaue lieber Frauengesichter an, die meinen Alltag aufhellen, so freundlich sind, wie ich es zu sein versuche – trotz Kopfweh, unbewältigten Charakterschwächen, eventuellem Hühnerauge und ähnlichem Daseinsunrat. Seid ihr Top-Mannequins nicht jung, hübsch bis schön, schlank, elegant? Und vielleicht gar glücklich verliebt? Der minimste Hauch eines aufknospenden Mona-Lisa-Lächelns genügt mir! Dankbar verbleibe ich

Ursina

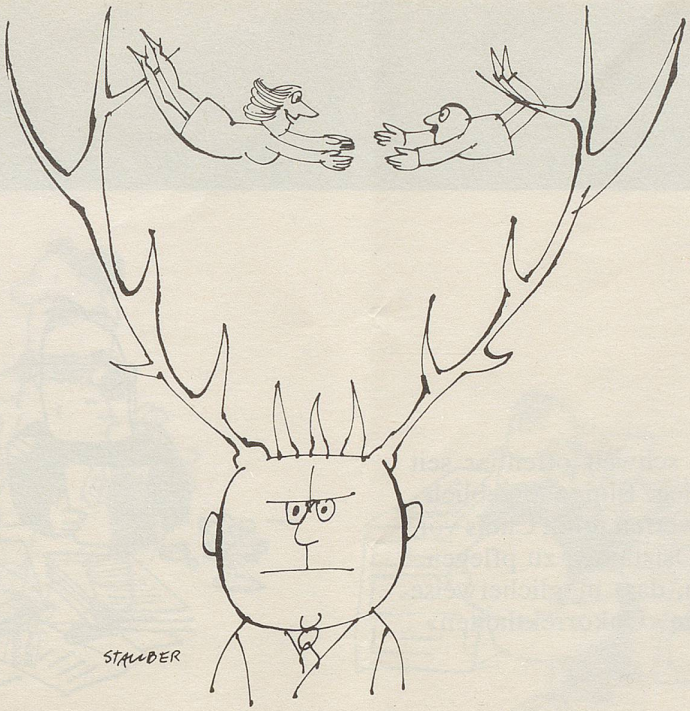
Zuwendung

In den verschiedensten Sendungen des Radios und in Zeitungen aller Schattierungen beschäftigt man sich immer mehr mit diesem Thema. Aufmerksam auf die Problematik wurden wir aber erst, als sich die Folgen der mangelnden Zuwendung, der mangelnden Wohnstubenatmosphäre zeigten. So sind in letzter Zeit aufrüttelnde Berichte veröffentlicht worden, die deutlich machen, wie sehr auch bei uns in der Schweiz Jugendliche den Boden unter den Füssen verlieren und zweifelhaften Trost in der Bande, im Alkohol und in Drogen suchen. Ich verweise auf R. Schmeitzky im «Pro» vom März 1977. Sachlich konfrontiert uns der Soziologe mit den harten Tatsachen, mit den Folgekosten und mit dem Leid, das aus den Süchten entsteht. Seine Gegenmassnahmen sind eigentlich einfach: Masshalten, Verzicht auf Hektik, Familienleben, gute Nachbarschaft, eben Zuwendung.

Für das Neugeborene und das Kleinkind ist Zuwendung und

Zärtlichkeit (wenn immer möglich die der eigenen Mutter) lebenswichtig. Aus meiner eigenen Erfahrung und Beobachtung möchte ich aber beifügen, dass es sich niemals um ein abstraktes Programm handeln kann. Vielmehr besteht die Zuwendung in einer liebevollen, altersgemässen Pflege. Der Säugling braucht Ruhe, Wärme, gedämpftes Licht, feine Wollschlüttli, eine gute Wickelpackung und eventuell sogar eine Wiege, ganz besonders aber eine ausgeglichene, liebe Mutter (oder Pflegerin) mit warmen Händen. Da das Nervensystem erst nach der Geburt fertig entwickelt wird, können wir uns gut vorstellen, dass ein Kind, das nicht in Geborgenheit und Wärme aufwächst, Schaden nimmt an Leib und Seele.

Später, wenn das Kindchen anfängt zu kriechen und aufzustehen, werden Ernährung und Kleidung robuster. Die Zuwendung in diesem Alter besteht hauptsächlich im Abwägen, wieviel Schutz und wieviel Freiheit der kleine Mensch braucht. Als kräftiger Dreijähriger wird er uns mit einem energischen Eigenwillen erfreuen und besonders unsere Geduld und Festigkeit benötigen. Aber schon jetzt dürfen wir miterleben, wie sich das Kind seinerseits voller Freude und Leben der Welt zuwendet. *Anna Ida*



Die Marktlücke

Wir haben in unserem Lande unzählige Turnvereine, Jugendriegen, Sportclubs. Wir haben den wichtigen Invalidensport, fast in jedem Dorf das Altersturnen. Das ist alles gut und recht und nötig. Wie steht es aber mit den «Mittelalterlichen», die nicht mehr jung, aber auch noch nicht reif fürs Altersturnen sind? Da klafft die grosse Marktlücke, um im modernen Werbejargon zu sprechen.

Sportclubs und Turnvereine sind vor allem am Nachwuchs interessiert und fördern Spitzensportler. Bei öffentlichen Turnvorführungen sind es die Jungen, die noch Gutgewachsenen, die die Pyramiden bauen, Keulen schwingen und andere turnerische Uebungen vorführen. Aeltere Semester sind da gar nicht gefragt und würden mit ihren Wohlstandsbäuchlein und Zellulitisbeinen nicht mehr gut präsentieren, das begreife ich. Auch wünscht man an kantonalen und eidgenössischen Turnfesten mit seinem Verein zu glänzen, und da müssen die Jungen her, nicht die Mittelalterlichen.

Was bleibt uns, uns «älteren Frauen», aber noch nicht Alten, wie das kürzlich in einem Gerichtsrapport treffend definiert wurde. Alt sind wir noch nicht, aber eben älter. Schwimmen, wandern, auch skifahren können wir allein. Vielleicht finden wir sogar einen Tennispartner in unseren Jahrgängen, damit wir nicht allzu sehr ausser Atem kommen. Wir können einem Fitness-Club beitreten, falls uns das Geld nicht reut, und uns mit komplizierten und teuren Apparaten in Schwung halten. Wir haben die Möglichkeit, wenn wir in einer Stadt wohnen, privat oder in einer Klubschule mit ungefähr Gleichaltrigen zu turnen oder Rhythmik und Ballett zu treiben. Dies alles dürfen wir. Aber was uns gänzlich versagt bleibt, ist das Spiel. Zum Beispiel das Volleyball-Spiel, der Korbball, oder auch nur ein Völkerballspiel, für das man sich noch bis vor kurzem hell begeistern konnte. Und wir könnten es immer noch, wenn man uns liesse! Besonders beim Volleyball ist man, als älteres Semester, gar nicht mehr gefragt, wenn die Reaktion nachlässt und man auch nicht mehr so schnell springen kann.

Es fehlen die sportlichen Spielgelegenheiten für Mittelalterliche, wo man mehr mit Begeisterung als mit ausgefeilter Technik spielen und damit die Jahre noch geniessen könnte, bis man reif ist für das Altersturnen. *Hege*

Kindermund

Eines Tages beim Morgenessen überrascht uns Stefan mit seinem neuesten Wunsch: «Ich dänke immer, wie das schön wär, wänn ich scho en eigeni Familie hett.» Wir sind noch alle ein bisschen verschlafen, und deshalb folgt auf diese Eröffnung grosses Schweigen. Stefan kaut, in Gedanken vertieft, sein Butterbrot, und plötzlich kommt die Antwort auf die unausgesprochene Frage: «Dänn wär ich de Papi und chönnt emal ‹nei› säge, und di andere müessted mir folge.»

*

Stefan hat einer Kameradin den Haken gestellt, sie hat ihm gedroht, dass sie es ihrem Bruder sagen werde, und nun hat Stefan Angst. Ich finde, es sei ja nicht gerade liebenswürdig gewesen, was er gemacht habe. Ganz erbost ruft er: «Dänn lang ich halt nie meh es Meitli oder en Bueb a, mis Läbe lang nümme!» *VJ*

Zuschriften für die Frauenseite sind an folgende Adresse zu senden: Redaktion der Frauenseite, Nebelspalter, 9400 Rorschach. Nichtverwendbare Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein frankiertes und adressiertes Retourcouvert beigefügt ist. Manuskripte sollen 1½ Seiten Maschinenschrift mit Normalschaltung nicht übersteigen und dürfen nur einseitig beschrieben sein. Bitte um volle Adressangabe auf der Rückseite des Manuskripts.

Echo aus dem Leserkreis

Das Mami und die Frau F.

Meine Variation zum Thema: das Ursi und das Mami. Unsere Tochter hat mich nie beim Vornamen genannt, aber sie bemerkte früh, dass meine Schüler Frau F. zu mir sagten. Sie kam dann zu mir in die 1. Klasse und verkehrte mit der Mami-Lehrerin nur noch per Sie. Anfangs kam mir das schon etwas komisch vor. Alle Kinder vom Dörfchen wussten doch, dass ich das Mami war. Doch sie liess sich nicht umstimmen. Sie wollte in der Schule ein Schüler sein, wie die andern Kinder, und keine Vorzugsstellung einnehmen. Bei den Aufgaben durfte dann das Mami helfen, damit die Frau F. anderntags auch zufrieden war. Kaum war der Unterricht beendet, der Frau F. Adieu gesagt, tönte es wieder anders: Mami, darf ich noch zur Esther heim? Jetzt ist die Tochter in der Schule bei Herrn F., in der Freizeit Papi genannt. Er ist auch nicht unglücklich über diese selbstgewählte Regelung. Unsere Tochter hat instinktiv von Anfang an das Richtige gemacht: Beruf und Privatleben strikte getrennt.

Ursula

ticino

SEIT 1974 STABILE HOTEL-ZIMMER-PREISE IM TESSIN!

HOTELLISTE ERHÄLTLICH BEI ETT, 6501 BELLINZONA